



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Versuch darwinischer Geschichtsphilosophie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Versuch darwinischer Geschichtsphilosophie



ilhelm Bölsche ist der Dichter des Darwinismus. Die von den Biologen entdeckten Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Arten von Organismen entzücken ihn nicht weniger als die Schönheit der Formen von Tieren und Pflanzen und das „Liebesleben in der Natur.“ Er singt diesen Schönheiten, die auch wir lieben und bewundern, begeisterte Prosahymnen, die wir mit Genuß lesen, soweit sie sich als Schilderungen und Dithyramben geben. Aber wir sehen uns genötigt, die Harmonie durch kritischen Einspruch zu stören, so oft der Dichter die Rolle des exakten Naturforschers zu spielen versucht oder gar Geschichtsphilosoph sein will. Eine Abhandlung in Nummer 208 und 209 der Frankfurter Zeitung, die die Entstehung des Bienenstaates erzählt, überschreibt er: Die Geschichtsphilosophie des Bienenstaates. Wir haben uns wiederholt, zuletzt bei der politischen Anthropologie von Woltmann, gegen den Versuch einer rein biologischen Erklärung aller menschlichen Dinge erklärt und werden zu solchen Protesten wohl noch öfter Anlaß haben; nicht minder entschieden jedoch müssen wir die Zumutung zurückweisen, das menschliche Seelen- und Geistesleben schon in den niedern Tieren anerkennen zu sollen.

Bölsche berichtet als das Ergebnis der Forschungen zweier Entomologen: Hermann Müller und H. von Büttel-Reepen, folgendes. Die Grabwespe, die wie alle bienenartigen Insekten von Blütennektar und Blütenstaub lebt, versorgt ihre Brut mit Fleischnahrung, indem sie Spinnen betäubt, in eine Grube schleppt, ihr Ei dazu legt und die Grube verschließt. Die ausgekrochne Wabe frißt die noch lebenden Spinnen. Auf der nächsten der zu unsrer Hausbiene führenden Entwicklungsstufen legt das Tier, das nun Einsiedlerbiene heißt, statt der Spinnen den ausgespienen Überschuß seiner Nektarnahrung in die zur Aufnahme der Eier bestimmten Löcher. Ein weiterer Fortschritt besteht darin, daß das Insekt nicht ein einzelnes Loch gräbt, sondern eine Reihe oder Gruppe von Zellen anlegt, sodaß die ausgekrochne Brut nach vollendeter Entwicklung eine Kolonie, einen kleinen Familienstaat bildet. Es kommt auch vor, daß sich Einsiedlerbienen rein zufällig nebeneinander ansiedeln, sich zur Abwehr von Feinden vereinigen und sogar gemeinsam schwärmen. Dieser Ansaß zu einer Gesellschaftsbildung, die nicht auf der gemeinsamen Abstammung, sondern auf dem gemeinsamen Bedürfnisse und Interesse Nichtverwandter beruht, hat sich jedoch nicht weiter entwickelt. Die Entwicklung schreitet vielmehr im Gebiete des Geschlechtslebens fort. Die ursprüngliche Einsiedlerbiene lernt ihre ausgekrochne Brut nicht kennen; nachdem sie in die mit Nahrung gefüllte Zelle das Ei gelegt und die Öffnung verschlossen hat, fliegt sie fort. Eine Biene andrer Art, eine von denen, die zusammenhängende Reihen und Gruppen von Zellen anlegen, tritt

in Beziehung zu der schon lebenden Brut: sie fliegt nach vollendetem Legegeschäft nicht fort, sondern bleibt zurück, bewacht die Zellenanlage, öffnet die verschlossenen Zellen und ergänzt den von den ausgekrochnen Maden schon zum Teil verzehrten Nahrungsvorrat. In die weitere Entwicklung greift die vielen Insektenarten eigne Gabe der Parthenogenese ein; bekanntlich kriechen aus den unbefruchteten Eiern männliche, aus den befruchteten weibliche Individuen aus. Das Hummelweibchen, das auch schon Wachs bereitet, begründet mit Hilfe dieser Gabe einen Familienstaat, wo Arbeitsteilung eingeführt ist. Aus den nach der Begründung der Kolonie zuerst gelegten und darum befruchteten Eiern kriechen Weibchen aus, Weibchen aber, die nicht wegschwärmen, um jede als Mutter neue Brutstätten anzulegen, sondern die bei der Mutter bleiben und ihr bei der Brutpflege helfen. Diese Pflegerinnen sind kleiner als die Muttertiere. Außer den Pflegerinnen kriechen auch Weibchen aus, die sich begatten lassen, und später dann die zu ihrer Begattung nötigen Männchen, die Drohnen. Während ursprünglich zuerst der Nahrungsvorrat aufgespeichert und dann das Ei gelegt wurde, werden jetzt zuerst die Zellen gebaut, dann die Eier gelegt, und zwar sowohl von der ursprünglichen Mutter wie von den unbefruchteten Arbeiterinnen (die natürlich nur Drohneneier legen können), und erst den ausgekrochnen Maden wird Nahrung zugetragen. So ist der Bienenstaat fertig, aber ein Staat, der nur einen Sommer lang besteht. Die Stammutter, die Arbeiterinnen und die Drohnen sterben, nur die befruchteten Weibchen überwintern, jede einzeln, und begründen, ebenfalls jede einzeln, im nächsten Frühjahr neue Kolonien. Bei der stachellosen Tropenbiene überwintert mit dem befruchteten Weibchen zusammen auch eine Generation von Arbeiterinnen, also ein ganzer, freilich verstümelter Familienstaat. Die Mutterbiene ist dadurch von Anfang an aller Arbeit überhoben und das geworden, was unsere Bienenkönigin ist: ausschließlich Eierlegerin. Sie wird, den Gefahren und Mühen des Arbeiterlebens entrückt, langlebiger, bringt es zuletzt auf die Lebensdauer von fünf Jahren, und es tritt der weitere Fortschritt ein, daß sich die Bienenvölker durch das Auschwärmen der alten Königinnen in jedem Sommer vervielfältigen. Die Königin übernimmt jetzt auch die Produktion der Drohneneier allein, die Arbeiterinnen aber sind nun nicht mehr bloß Weibchen, die auf das Fortpflanzungsgeschäft verzichten, sondern zu diesem anatomisch unfähig. Die Männchen endlich, die auf den Übergangsstufen noch mit gearbeitet haben, sind jetzt ganz und gar das, was man unter Drohnen versteht, wenn man das Wort auf menschliche Verhältnisse überträgt.

Wir können nicht dafür stehen, ob es uns gelungen ist, in diesem kurzen Auszuge die geschilderten Vorgänge vollkommen genau und fehlerlos wiederzugeben. Noch weniger haben wir ein Urteil darüber, ob sich die Entwicklung tatsächlich auf dem von Bölsche beschriebenen Wege vollzogen hat, ob z. B. die Hummel und die stachellose Biene als Ahnen unserer Hausbiene angesehen werden dürfen und müssen. Im zweiten Falle wäre es sonderbar, daß das Tier auf einer gewissen Stufe den Stachel verloren und auf der nächsten ihn wiederbekommen hätte. Bölsche will übrigens nicht behaupten, „daß die Einzelformen, die uns heute noch das große Stufenbild spiegeln, alle echte Ableger

der Durchgangssphasen selbst" seien. Uns ist es nur um einige Wendungen des Verfassers zu tun, denen wir entgegentreten müssen. Nicht seiner Darstellungsweise an sich. Er löst die angenommene Entwicklung in eine Kette von kleinen reizenden sozialen und Liebesromanen auf; das ist sowohl schön als auch nützlich; das zweite darum, weil so auf die angenehmste und hierdurch wirksamste Weise Belehrung verbreitet wird. Aber in die poetische Erzählung fließen Bemerkungen ein, die — nach der bekannten Praxis der Darwinianer — die Vorstellung erwecken sollen, als ob die hergestellte Reihenfolge der Stufen (die richtige Angabe der Stufen selbst wie die tatsächliche Entwicklung einer aus der andern vorausgesetzt) schon die Erklärung des Hergangs wäre, sodaß wir diesen ebenso begreiflich finden müßten, wie etwa die Entwicklung der heutigen vielgestaltigen Dampfmaschine aus der von Denis Papin. Was man klar und erklärt nennt, dafür scheint allerdings Bölsche die konstruierte Entwicklung noch nicht zu halten, denn von einem Geheimnis spricht auch er noch. „Es ist ein Triumph zugleich historisch-denkender Zoologie und allgemeiner Naturauffassung, für die einmal wieder an markanter Stelle eine geschlossene Kette von Vorgängen dem alten groben Wunder- und Rätselbegriff entrückt und dafür dem so unendlich tiefern »Naturgeheimnis« gewonnen ist.“ Den Triumph erkennen wir den Forschern rückhaltlos zu dafür, daß sie uns die Naturvorgänge bis ins mikroskopisch Kleine hinein kennen lehren samt den Ähnlichkeiten, Stufenfolgen und Übergängen, die die Vermutung eines historischen Zusammenhangs rechtfertigen. Aber zwischen dem alten groben Wunder und dem modernen Naturgeheimnis vermögen wir keinen Unterschied zu erkennen, höchstens daß das zweite nebelhafter ist als das erste. An Tiefe läßt auch dieses nichts zu wünschen übrig, denn es ist so tief wie die Gottheit, d. h. unendlich tief. Die Grabwespe für sich allein bleibt schon ein unergründliches Wunder, über das sich der Denkende mehr wundert als über alle biblischen Wunder. Welche geheimnisvolle Macht kann dieses Tierchen zu seinem wunderlichen und dabei höchst zweckmäßigen Verfahren bringen, und wie stellt es diese Macht an, die Sinne, Nerven und Muskeln zu veranlassen, für diesen Zweck zusammenzuwirken? Daß bewußte Überlegung des Tierchens, das von seinen zukünftigen, zunächst madenförmigen Nachkommen nichts weiß, sie nicht kennt, sich nicht um sie kümmert, dabei mitwirken könnte, auf diesen unbeschreiblich törichten Gedanken ist doch wohl noch kein Denker verfallen. Und welche Art von Naturzüchtung, Vererbung, Anpassung, welche Art äußern Zwangs oder äußerer Lockung könnte die Gewohnheit solchen Handelns auf darwinischen Wegen erzeugt haben? Wir haben keine Vorstellung davon und richten die Frage an die Naturgelehrten, ob uns vielleicht einer von ihnen den Vorgang durch Beschreibung vorstellbar machen kann? Vorläufig ist und bleibt er ein reines Wunder sans phrase, ein Wunder, das sich seit Jahrtausenden alljährlich in viel tausend Fällen wiederholt. Das Wunder wird noch wunderbarer durch den Umstand, daß die Wespe, um die verhältnismäßig große Spinne weg-schleppen zu können, sie widerstandsunfähig macht, ohne sie zu töten — und zur Speise für die Made zubereitet „durch einen Stich in ihr Nervenzentrum“!

Die Grabwespe kennt das Nervenzentrum der Spinne, das die Gelehrten,

wenn wir nicht irren, erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt haben! Und nun das andre Wunder! Die Biene, die, mit Bölsche zu reden, nicht mehr bloß für sich, sondern auch für ihre Brut Vegetarianerin ist und diese mit Honig ernährt! Auch wir genießen Zucker und zuckerhaltige Früchtsäfte, aber in unserm Munde, in unserm Magen wird alles andre, nur kein Honig daraus. Bei allen andern Tieren ist dasselbe der Fall, nur eben bei den Bienen nicht. Welcher auf darwinische Weise vorstellbar zu machende Prozeß (gewisse Prozesse der Umbildung von Körperformen und Organen lassen sich einigermaßen vorstellbar machen) kann diese Fähigkeit, eine solche chemische Veränderung hervorzubringen, den innern Organen des Tierchens verliehen haben? Und was kann die Tierchen getrieben haben, den süßen Saft in die Brutlöcher zu spucken? Haben vielleicht die Maden selbst dazu gereizt, indem sie sich an den Mund der Mutter gedrängt und die etwa daran hängen gebliebne Süßigkeit geleckt haben? Aber man sagt uns ja ausdrücklich, daß die neue Speise zuerst nicht den schon lebenden Maden gereicht, sondern für die noch nicht ausgekrochnen hinterlegt worden ist. Und wie kämen Maden, die die Natur für Fleischkost eingerichtet hatte, dazu, sich auf einmal nach Süßigkeiten zu sehnen? Jede Tierart bleibt bei der Kost, auf die sie angewiesen ist, und die niedrigsten Tiere, zu denen doch wohl die Maden gehören, sind am wenigsten fähig, ihre Ernährungsweise zu ändern; sie verhungern, wenn ihnen die für sie bestimmte, immer eng begrenzte Art von Speise: das Blatt einer gewissen Pflanze, der Leib eines gewissen Tieres, ausgeht. Auch dürfen wir uns nicht der — übrigens nicht mehr darwinischen — Vorstellung hingeben, als habe Teleologie in der Weise eingegriffen, daß den Maden durch die wohl-schmeckendere Speise ein höheres Wohlbefinden verschafft worden sei. Nur die höheren Tiere, die mehrerlei Kost zu genießen vermögen, empfinden einen Unterschied des Wohlgeschmacks, und nur das höchste Tier, der Mensch, hat eine große Auswahl und kommt sogar in die Lage, daß er von Speisen leben muß und — kann, die ihm widerstehn. Dagegen ist die dumpfe angenehme Empfindung, die wir als Wirkung der Befriedigung von Bedürfnissen bei den niedern Tieren voraussetzen müssen, bei der honiglaugenden Bienenmade weder eine andre noch eine intensivere als bei der Spinnensfleisch fressenden Wespenmade. Nur einen Gedanken gibt es, der — das Wunder zwar nicht erklärt, aber wenigstens einen Lichtstrahl darauf wirft. Wenn es Gottes Absicht war, dem Menschen die süße reine Honigspeise und den edeln, reinen, wohlriechenden Leuchtstoff, das Wachs, bereiten zu lassen, dann verstehn wir wenigstens, daß es einen Sinn hatte, in Insektenhirnen, Mäulern und Mägen solche Wunder vorgehn zu lassen.

So liefert uns also die Naturforschung gleich am Anfange der gemutmaßten Entwicklung zwei Wunder von unergründlicher Tiefe, und zwischen beiden eine Kluft, über die keine Brücke führt, denn es ist nun einmal kein mechanischer Stoß — was sich nicht auf mechanische Stöße zurückführen läßt, ist nicht echt darwinisch — und kein System solcher Stöße denkbar, der oder das die Spinnenräuberin in eine Honigbereiterin und Honigspuckerin verwandelt haben könnte. Die beiden stehn im Grunde genommen so weit voneinander

ab, wie das Urtier vom Menschen, nämlich unendlich weit. Daß eine Wespe, die mit den Fingern gepackt wird, den eben genossenen Saft und Blütenstaub ausspeit, bedeutet keinen Übergang, denn angenommen, es kämen in der Natur solche Fälle äußern Druckes vor, so würden diese die Wespe noch nicht bestimmen, gerade in das Brutloch zu speien und dafür den Spinnenraub zu unterlassen. Übrigens ist solcher ausgespiener Nektar noch kein Honig; dieser wird, wie uns das Konversationslexikon belehrt, erst im Bienenmagen durch eine chemische Verwandlung daraus, und bekanntlich verwandelt dieser Magen auch Zucker in Honig. Bölsche berechnet die Arbeiterparnis, die dem Tier aus der Änderung seiner Brutpflegesitten erwächst; an Spinnenfleisch habe es das sechsfache, an Blütensaft nur das doppelte oder dreifache seines Körpergewichts an die Brutstätte zu tragen. Das ist eine hübsche Analogie zu den Fortschritten der menschlichen Mechanik, aber für mehr will es doch wohl Bölsche selbst nicht gehalten wissen. Ein Mann von Verstand und Geschmac kann auch nicht einen Augenblick der Wespe eine Berechnung zutrauen, die den Menschen erst im neunzehnten Jahrhundert geläufig geworden ist.

Sind wir über die Luft, die auch nicht mit Hilfe der beliebten Jahrmillionen ausgefüllt werden kann, hinübergesprungen und bei den Hummeln und Bienen angelangt, so häufen sich die Wunder. Zwar die Parthenogenese an sich regt uns deswegen noch nicht auf, weil jede Genese mit allem, was daran hängt: Vererbung, Variation, Artbildung, das Wunder aller Wunder ist. Aber wenn wir daran denken, daß die Königin, dieses armselige Würmchen, das außer auf seinem Hochzeitsfluge nie aus dem dunkeln Stock herauskommt und in seinem vier- oder fünfjährigen Leben nichts, rein gar nichts erfährt, was geistiges Leben in ihm erzeugen könnte, daß dieses Würmchen die Fähigkeit hat, je nach dem Bedarf des Volks, wie es die Imker nennen, zu ihren Eiern Samen aus der Samentasche beizufügen oder das zu unterlassen, und auf diese Weise die — mit Bölsche zu sprechen — Knaben, Mädchen (Königinnen), Kümmermädchen (Arbeiterinnen) in solcher Zahl zu erzeugen, wie sie das Volk gerade braucht, dann steht uns wirklich der Verstand still. Und daneben die vielen andern Wunder! Der mechanisch-chemische Apparat, der die Arbeiterinnen veranlaßt, Wachs zu bereiten und unter ihren Schuppen auszuschwitzen; die Tragkörbchen an den Füßen der Arbeiterinnen; der Zellenbau mit Berechnung der für jede Art aufzuziehender Stockgenossen nötigen Größe; das Auffüttern von Arbeiterinnen zu Königinnen, wenn der Stock die Königin verloren hat; das Wunder — vom Standpunkte der gewöhnlichen physiologischen Erfahrung ein Wunder —, daß die stärkere Ernährung eine anatomische Veränderung erzeugt, indem ein Tier begattungsfähig wird, das dieses seiner ursprünglichen Anlage nach nicht war — man kommt bei der Betrachtung dieser Dinge aus dem Staunen nicht heraus. Bölsche nennt die Arbeiterinnen Kümmermädchen, weil er sie mit solchen erstgeborenen Menschentöchtern vergleicht, die der Mutter bei der Pflege der jüngern Geschwister helfen, darüber nicht allein alle Vergnügen versäumen, sondern auch den Trieb der Geschlechtsliebe verkümmern lassen und bei einseitiger Entwicklung des Muttertriebes wohl selbst leiblich verkümmern. Wiederum eine wunderschöne Analogie, die aber natürlich streng auf die rein äußerliche Erscheinung

beschränkt bleiben muß. Auch nur im entferntesten an das Seelische zu denken, das ja bei den höhern Tieren an sich nicht ausgeschlossen ist, verbietet schon die kurze Lebensdauer der Arbeiterin, die bei den nicht überwinternden Sommerbienen nur sechs Wochen beträgt. Dazu die durch den Trieb erzwungne ganz einseitige, einförmige Lebensweise und Tätigkeit, die alle Erfahrung ausschließt! Das geistige Leben braucht zu seiner Entfaltung Zeit, mannigfache Anregungen und Erfahrungen. Wer aber bei den geschlechtslosen Arbeitbienen die unermessliche Häufung gewisser Dispositionen durch Vererbung in langen Zeiträumen wirken lassen wollte, könnte mit dem drolligen Pakt Bruderschaft machen. Als man diesen fragte, wie es komme, daß er keine Kinder habe, antwortete er: Die Kinderlosigkeit ist in meiner Familie erblich. Wir haben im zweiten Bande des Jahrgangs 1900 der Grenzboten kurz über die Forschungsergebnisse des Bienenzüchters Gerstung berichtet, der wirklich wissenschaftlich verfährt und dadurch zu einer Auffassung gelangt, die die einzelnen Wunder des Bienenstaats sozusagen zu einer Wundersymphonie zusammenschließt. Obwohl jede Biene für sich ein vollkommenes Tierindividuum und mit den Genossen des Stocks nicht verwachsen ist, sich auch selbständig bewegt, sind doch alle Bienen eines Stocks zusammen nur ein einziger Organismus und können ein Tier genannt werden, weil die Zustände der einen Stockgenossen chemische und physiologische Veränderungen in den andern hervorbringen, z. B. die Königin Drohneneier legen kann und muß, so oft die Brutbienen Drohnennuttersaft produzieren, sodaß jedes Schicksal der einen seiner Glieder durch das ganze Kollektivindividuum hindurchwirkt.

Bölsche schließt: „Ich las einmal, die beiden schwersten Geschichtsprobleme seien die Biene und der Mensch. Das klang so, als wenn unsre Weisheit an beiden ewig scheitern werde. Mir scheint, wir kommen dem einen auf die Spur und auch dem andern.“ O ja, wir kommen beiden auf die Spur, dank den Forschern darwinischer Richtung, nur nicht in ihrem Sinne. In der oben erwähnten Anzeige des Buchs von Gerstung haben wir geschrieben: „Nachdem man den göttlichen Geist und den Menscheng Geist geleugnet und diesen zu einer Gehirnausschüttung degradiert hatte, hat man sich genötigt gesehen, zuerst den Insekten, dann den Protisten, den Zellen, zuletzt den Atomen Geist zuzuschreiben, denn der Wille und die Intelligenz, die man im kleinsten wirksam findet, sind doch eben nichts andres als Geist. Und nachdem man die Zweckmäßigkeit des Weltalls für Einbildung, Pfaffengeschwätz und Fabel, alle Erscheinungen aber für das zufällige Ergebnis blind wirkender mechanischer Kräfte erklärt hatte, ist man allmählich auf dem Wege über »die durch Anpassung gewordne Zweckmäßigkeit« und die »Zielstrebigkeit« zur Teleologie zurückgeführt worden. Die Einzelforschung hat in den Organismen eine so ungeheure Fülle der wunderbarsten, vordem nie geahnten Zweckmäßigkeiten, der Beweise einer alle menschliche Intelligenz übersteigenden Weisheit aufgedeckt, daß sich keiner mehr dem Bekenntnisse zu entziehen vermag: Hier waltet planvoll schaffende göttliche Weisheit! Gerstung zeigt, welch haarsträubender Unsinn es ist, mit Ludwig Büchner den Bienenstock als einen sozialdemokratischen Staat und die wunderbaren biologischen Vorgänge des Bienenlebens als Wirkungen einer bewußt und planvoll handelnden Bienenintelligenz aufzufassen, die, wenn sie vorhanden

wäre, alle menschliche Weisheit und alles menschliche Vermögen weit übersteigen würde. Freilich ist sie vorhanden, aber nicht als Privateigentum eines geflügelten Würmchens, das oft schon vor dem natürlichen Ablauf seines kurzen Lebens ein kalter Lufthauch tötet, ein Vögelchen schnappt, sondern im Schöpfer, der jedem den Bienenorganismus verständig Betrachtenden notwendig als transzendent und immanent zugleich erscheint; jenes, indem sein Walten eben nicht bewußte und freiwillig aus eigener Kraft vollzogene Handlung des Geschöpfes ist, dieses, indem die wunderbaren Vorgänge im Bienenorganismus zu der Annahme zwingen, daß Gott in jedem Augenblicke in jedem kleinsten Teile dieses Organismus wirkend gegenwärtig sei." Damit ist zugleich die höchste Forderung der modernen Wissenschaft, daß die Einheit des Universums nachgewiesen werden müsse, erfüllt. Das Universum läßt sich nicht in den kleinen Menschengestalt zwängen; es bleibt für diesen unfaßbar, ein Geheimnis, ein Wunder. Doch nicht einen Wust von unter sich nicht zusammenhängenden Einzelwundern sieht der Denkende, besonders wenn er durch die moderne Naturwissenschaft belehrt ist, sondern eben nur ein Wunder, das Gott heißt, der Gott, dessen Wille und Weisheit im gesetzmäßigen Verlauf und der harmonischen Anordnung der Naturerscheinungen sichtbar wird, die, allerdings jede ein Wunder für sich, in ihrer Gesamtheit als Wundersymphonie das Bild Gottes und seine Offenbarung sind. Das Wort Symphonie erinnert uns an einen hübschen Einfall Mörikes, der mit David Strauß befreundet war. Als sich der Vernichter der Person Jesu in seinem Buche „Der alte und der neue Glaube“ zu Hückels natürlicher Schöpfungsgeschichte bekannt hatte, ließ der Dichter den Vater Haydn aus dem Himmel einen Brief an Strauß schreiben, worin es heißt: „Aus der Urzelle soll das alles sich von selbst entwickelt und gestaltet haben, was diese sichtbare Welt von Existenzen aufweist, und auch der Mensch zuletzt soll nur ein Produkt aus der langen, langen Selbstentwicklungsreihe sein, die mit der Zelle anfang und durch alle möglichen Übergänge hindurch bis zu ihm hin sich abgemüht hat. Wenn das denn die wirkliche Welt ist, und jene Ansicht die wahre Anschauung von der Welt, dann ist Musik nicht von dieser Welt, oder wenn sie es ist, dann ist sie das einzige, was sich mit dieser Weltanschauung nicht zusammenreimen läßt, unvernünftig, unerlaubt, ein Fremdling ohne Heimatrecht. Denn wo hat je sich ein Ton zu einer Sonate, einer Symphonie entwickelt? Diese Tonzellen, sie sind da, aber sie vermögen nichts als Lärm zu machen, bis einer kommt, der sie ordnet, bindet, gestaltet; dann gibts ein Angesicht, dann sprechen sie zu uns, und in uns klingt es mit.“ (Deutsche Rundschau vom 1. April 1903.) Wir haben gegen die Deszendenztheorie nicht das mindeste einzuwenden und erkennen die Förderungen vollauf an, die ihr die Naturwissenschaften verdanken. Welche ihrer Fassungen und welche aus ihr gezogenen Folgerungen wir abweisen, haben wir so oft gesagt, daß wir es nicht ausführlich zu wiederholen brauchen. Die Biene oder, wie Gerstung das ganze Bienenvolk eines Stocks als Gesamtorganismus nennt, der Bien ist deswegen so interessant, weil an ihm die Ungereimtheit dieser Fassungen und Folgerungen so ungemein deutlich zutage tritt. Möchten äußere Einwirkungen so auffällige Änderungen am Wespenleibe hervorbringen, daß er sich nicht mehr ähnlich sähe, mag andrerseits der Schöpfer den Wespenleib benutzt haben, um durch äußere,

ganz natürliche Einwirkungen „den Bien“ aus ihm zu entwickeln — ohne die planmäßige Schöpfungstätigkeit Gottes wäre aus bloßen Naturbedingungen das Kunstwerk Bien so wenig zustande gekommen, wie aus zufällig verstreuten Malerfarben ein Bildnis entsteht.

Und die darwinische sogenannte Erklärung soll nun noch dazu Geschichtsphilosophie sein, d. h. was in der Natur vorgeht, soll wesentlich dasselbe sein wie die Geschichte der Menschheit! Um dieser Auffassung den Weg zu bahnen, werden nicht allein die menschlichen Einrichtungen und Begebenheiten biologisch aus den organischen Lebensvorgängen abgeleitet, sondern auch die Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens in die Tiere hineinreflektiert, ein Verfahren, gegen dessen phantastische Übertreibungen sich u. a. Wundt in seinen Vorlesungen über die Menschen- und die Tierseele sehr entschieden ausgesprochen hat. Warum die Tätigkeit der Arbeitsbienen nicht als schweesterliche Fürsorge aufgefaßt werden kann, haben wir schon gesagt. Das stärkste aber ist, daß Bölsche das Treiben der Grabwespe Mutterliebe zu nennen wagt. Wir leugnen gar nicht, daß sich der Menscheng Geist am Sinnlichen und nur am Sinnlichen entwickelt, und daß es namentlich keinerlei Art idealer und aufopfernder Liebe unter den Menschen gäbe ohne den Geschlechtstrieb und den Muttertrieb, aus welchen beiden Trieben zuerst ein sinnliches Wohlgefallen der Menschen aneinander, Zuneigung, Anhänglichkeit hervorgehen, die sich zuletzt, veredelt und vergeistigt, davon unabhängig machen. Wir leugnen auf der andern Seite auch nicht, daß man bei solchen Tieren, die ihren Jungen mit augenscheinlich seelischer Teilnahme Fürsorge angedeihen lassen, bei den meisten Säugetieren und bei den Vögeln, von Mutterliebe sprechen darf. Aber die Grabwespe mag immerhin im rein zoologischen Sinne Muttertier genannt werden, Mutter im menschlichen Sinn, auch im Hunde- und im Gluckhennensinn ist sie nicht, denn sie hat keine Kinder. Sie legt Eier und überläßt diese ihrem Schicksal, allerdings nicht ohne vorher das nötige für ihre Ernährung getan zu haben, was aber als ein rein automatisches Handeln aufgefaßt werden muß, an dem das Geistige im Tier, wenn solches vorhanden sein sollte, keinen Anteil hat. Weder kann hier die Intelligenz des Tierindividuums mitwirkend gedacht werden, weil die hohe Intelligenz, die zur Erfindung einer solchen Larvenversorgung nötig wäre, in einem niedern, kurzlebigen, von keiner Intelligenz erzogenen Tiere nicht denkbar ist, noch das Gemüt, weil die Wespe von der zukünftigen Larve nichts weiß, und wenn sie ein solches Wesen sähe, es als ihr Kind weder erkennen noch anerkennen würde. Ohne Zweifel geht ein wunderbarer Zusammenhang durch das ganze Weltall, und es ist mehr als Analogie, wenn wir die Anziehung der Atome Liebe, die der chemischen Elemente Wahlverwandtschaft nennen und sagen, daß die Seelen zu Gott gravitieren. Aber auf den Zwischenstufen müssen die verschiedenen Bezüge desto sorgfältiger auseinander gehalten werden, je ähnlicher sich die Dinge und die Vorgänge sehen. Den Geschlechtstrieb und den Muttertrieb als die Wurzeln aller menschlichen Liebe anerkennen, das ist notwendig und vernünftig. Aber diese Triebe selbst oder ihre Befriedigung schon Liebe nennen, das ist nicht allein unanständig, sondern es ist eine Lüge; sogar schon der Hund, der seinen Herrn liebt, beschämt die Leute, die von der Liebe die in gewissen Kreisen übliche Definition geben.

Und weil das Geistige, wenn auch unlöslich mit dem Körperlichen verflochten, etwas anderes ist als dieses, darum ist auch die Menschheitsgeschichte etwas anderes als die Naturgeschichte. In dieser wirkt die Natur, oder wie wir als Theisten sagen, Gott allein, die Menschheitsgeschichte kommt durch die Wechselwirkung zwischen dem einen Gott und den vielen Menschen zustande. Wir werden uns niemals dazu verstehen, die freie Willenstätigkeit der Menschen für bloßen Schein zu erklären, was nötig ist, wenn man die Menschheitsgeschichte für eine bloße Fortsetzung der Naturgeschichte hält. Die relative Selbständigkeit der Menschenseele, ihre beschränkte Unabhängigkeit von Gott und von der Natur — man kann auch sagen von Gott oder von der Natur — gehört zu den unergründlichen Geheimnissen, aber an ihrem Dasein zweifeln, das hieße auf sein Menschentum verzichten und sich in die Klasse der Blattläuse und der Eingeweidewürmer versetzen. Und die beiden Geschichten unterscheiden sich nicht allein dadurch, daß es verschiedene Subjekte sind, die sie schaffen, sondern auch durch ihren Inhalt. Dieser ist in der Naturgeschichte mit dem materiellen Geschehen erschöpft. Das Wesentliche der Menschheitsgeschichte dagegen besteht aus Dingen, die nicht mit den Sinnen, sondern nur von der Vernunft wahrgenommen werden. Eine von Raubtieren zerrissene Schafherde ist eben dieses und sonst nichts. Haben dagegen Menschen in Masse einander getötet, so ist nicht dieses äußerliche Faktum Inhalt des Geschichtsabschnitts, sondern ob Räuber bei der Teilung der Beute uneins geworden und übereinander hergefallen sind, oder ob sich ein edles Volk eines Unterdrückers erwehrt, oder wenn es sich um eine Revolution handelt, welche der beiden Parteien gesiegt hat. Von Geschichtsphilosophie aber zu sprechen hat nur der Teleologe das Recht, denn nur wenn Zwecke verwirklicht werden, haben die Geschehnisse einen Sinn, und mit dem Sinnlosen befaßt sich die Philosophie nicht. Selbstverständlich hat gerade nach unsrer Überzeugung schon das Naturgeschehen einen Sinn, und darum gibt es auch eine Naturphilosophie. Aber deren Inhalt sagt der Hauptsache nach, daß die Natur der Schauplatz, die Werkstatt, die Vorratskammer, die Daseinsbedingung der Geschichte schaffenden Menschen, die Naturgeschichte die Vorbereitung der Menschengeschichte ist.



Vater und Mutter

Eine Variante



Das entsetzliche Unglück, das eine angesehenere Familie durch die Schuld eines entweder geistig gestörten oder tief unter dem Tiere stehenden Unmenschen getroffen hat, ist von den verschiedensten Seiten zum Anlaß allgemeiner sittlicher Betrachtungen genommen worden, und es läßt sich nicht leugnen: der Gott sei Dank vereinzelt dastehende Fall zeigt, mit welchen Opfern wir unter Umständen die moderne Vielseitigkeit, die kosmopolitische Ubiquität, die von der Regierung